

rührt eher, als dass sie verführt, aber diese schlichten Worte verliehen ihr eine gewisse Schönheit.

Bei M. Duville paarten sich Geduld und Liebenswürdigkeit mit einem Hauch von Ironie und viel Resignation. Er wusste, dass Menschen umso verletzlicher sind, je mehr es ihnen an Intelligenz mangelt, und dass sie erlittenen Schmerz nicht aus eigener Kraft verwinden können. Er ärgerte sich oft über seine Frau, aber sie stimmte ihm immer wieder weich, weil sie auf geradezu erbarmenswerte Weise herzensgut war. Kein Wunder, dass sie ihren Mann liebte, auch wenn sie ihn nun genauso wenig zu ergründen vermochte wie am ersten Tag; dank ihm hatte sie sich ihre mädchenhaften Illusionen bewahrt und durfte ihn auch nach mehr als dreißig Jahren Ehe als ihren Bräutigam betrachten. Von ihrem Sohn und ihm abgesehen, hatte sie nur für M. Zaraguirre wirklich etwas übrig. »Verlobt, verlobt wie wir!«, wiederholte sie und umarmte ihren Mann anstelle ihres Sohns. Dem Oberst ging dieses bewegende Geschehen durchaus nah. Sein Erstaunen war nicht minder gewaltig als die Freude von M. und Mme Duville. Es wurde gejauchzt, geweint und geküsst, der Oberst sang ein Loblied auf die Familie seiner Nichte, woraufhin sich alle setzten und Pläne schmiedeten.

»Wir könnten gleich heiraten«, schlug Louis Duville vor.

»Lass uns doch wenigstens einmal Luft holen«, antwortete seine Mutter.

M. Duville neckte das Brautpaar: »Ah! Ihr wollt schon morgen heiraten, um möglichst bald unter euch zu sein. Das ist typisch für Verliebte: Sie wollen in erster Linie allein sein, was ihnen am Ende leider gelingt.« Die Pointe dieses recht traurigen Witzes entging Mme Duville. »Ihr lacht?«, fragte sie die jungen Leute. »Das ist jetzt gar nicht angebracht. Wollt ihr nun lachen oder wollt ihr heiraten?« An die Braut gewandt, fügte sie hinzu: »Ich bin gegen eine übereilte Hochzeit. Es sorgt nur für Gerede, es bringt nichts, und Ihre Eltern sind sicher meiner Meinung. Sie werden so viel zu erledigen haben! Wer seine Tochter verheiratet, hat alle Hände voll zu tun!«

Die Braut wurde unsicher; sie nahm ihren Onkel beiseite, redete leise auf ihn ein und bat ihn, ihr Unbehagen zu erläutern.

»Die Sache ist die«, hob der Oberst an. »Es ist mir sehr unangenehm, denn sobald es um Gefühle geht, wird es gleich so melodramatisch.«

»Gefühle haben eine eigentümliche Macht«, sagte M. Duville, »wie der Nebel: Man verliert sich darin, hört Stimmen, sucht vergeblich, obwohl doch alle da sind.«

»Tatsächlich würde meine Nichte lieber so manchem aus dem Weg gehen. Kinderei! Mimosenhaftigkeit! Nennen Sie es, wie Sie wollen, aber sie möchte Ihren Sohn nicht in der Kirche heiraten, in der sie das erste Mal getraut wurde. Das ist sogar nachvollziehbar. Was meinen Sie?«

»Sie werden doch nicht in Paris heiraten? Paris ist so nichtssagend. Paris? Ein einziger Parkplatz. Valronce ist im Herbst eine Pracht, heiraten Sie einfach hier«, rief Mme Duville und redete sogleich von Empfängen, Einladungen, Musik und Festtagsschinken. Sie sprach sich für einen Ball und zwei Abendessen vor der Trauung aus, die sie für den Mittwoch, 22. Oktober um Mitternacht ansetzte. »Im Haus bringen

wir die Familie unter, und für die Gäste, die von weit her anreisen, mieten wir eine Etage im Hotel Saint-Pépin. Ein Monat geht im Nu vorbei«, sagte sie schließlich, »ein Monat ist nichts.«

M. Duville ging in die Bibliothek und verfasste ein Telegramm an M. Zaraguirre: »Louis heiratet am 22. Oktober in Valronce, wir freuen uns, wir erwarten dich.«

Der Oberst empfahl sich und ermahnte seine Nichte, nicht zu spät heimzukommen, und Louis Duville führte seine Braut zu einem Diner am Ufer der Saône aus. M. und Mme Duville blieben allein in Valronce zurück, drehten eine Runde im dunklen Garten und schwelgten dann einen Abend lang in bedeutsamen und weniger bedeutsamen Erinnerungen.

Die Braut fuhr am nächsten Tag in den Osten, wo ihre Familie lebte. Louis Duville wollte sie mit seinem Auto hinbringen, aber das lehnte sie ab. »Meine Eltern sind nicht so weltoffen wie Ihre, man muss ihnen jeden Besuch ankündigen, und sei er noch so kurz. Wenn wir zusammen ankämen, würden wir sie vor vollendete Tatsachen stellen, und das wäre ihnen nicht recht. Es wird schon schwer genug, ihnen zu vermitteln, warum ich Sie heiraten möchte, obwohl ich Sie kaum kenne.«

»Ich habe mit Ihren Eltern einiges gemeinsam«, antwortete er. »Sie hätten mich auf diesen plötzlichen Abschied einstimmen müssen, warum haben Sie mir gestern beim Diner nichts gesagt?«

»Gestern? Beim Diner? Aber da haben wir uns die ganze Zeit nur stumm angesehen.«

Sie lagen unter einem Baum im Garten des Obersts. »Ich bin hier, weil ich den Tag mit Ihnen verbringen wollte, und Sie empfangen mich mit einem Lebewohl? Ich komme zu Ihnen und Sie kündigen mir Ihre Abreise an? Sie werden nicht zurückkehren, Sie werden mich bestimmt vergessen.«

»Sie vergessen? Nein, ich bin nicht mehr Herrin meiner selbst, mein Leben liegt in Ihren Händen, und ich fürchte mich davor, Sie zurückzulassen.«

»Sie lieben mich also?«, fragte er.

»Ich liebe Sie, und wenn ich in drei Tagen nicht zurück bin, kommen Sie zu mir in den Osten.«

Er brachte sie zum Bahnhof, stieg mit ihr in den Zug und bot an, sie bis zu ihrem Ziel zu begleiten und in einem benachbarten Dorf auf sie zu warten.

»Wir wohnen mitten auf dem Land, ich habe kein Auto, wie sollte ich zu Ihnen stoßen? Nein, seien Sie vernünftig und bleiben Sie in Valronce.«

Louis Duville sprang auf den Bahnsteig, sie rief ihm aus dem Fenster etwas zu, das er nicht hörte, und so kehrte er wehmütig nach Valronce zurück.

Als Gegenstück zur Orangerie im gleichen Stil erbaut, gab es im Park von Valronce ein kleines Gebäude, das »Herbarium« hieß. Dort wurde die Kräutersammlung des Hauses Duville aufbewahrt, aber auch eine ganze Reihe von pflanzlichen und mineralischen Kuriositäten: Holzproben, Steine, Fossilien und eine botanische Bibliothek. Besagtes Herbarium bestand aus einem einzigen länglichen, geheimnisvoll

anmutenden Raum, der nach Laub, Zigarre und Papier roch – eine Art Museum und Labor, in dem M. Duville seine Sonntage und Mußestunden verbrachte. Seine Frau setzte in der Regel keinen Fuß hinein, doch an diesem Tag suchte sie ihn dort auf und sah zu, wie er Pflanzen presste, als Louis Duville eintrat.

»Was für eine Trauermiene! Und das bei einem Bräutigam«, bemerkte sein Vater lachend.

»Sie ist weg«, antwortete Louis Duville.

»Weg? So schnell? Das ist ja verheerend! Vielleicht weiß ihr Onkel, wo sie steckt. Wir müssen sie um jeden Preis zurückholen«, rief Mme Duville.

Sie war außer sich. Ihr Sohn beschwichtigte sie, sich selbst konnte er jedoch nicht beruhigen, denn die Liebe flößte ihm sowohl Zuversicht als auch Furcht ein. Bisher war sie ihm immer so leichtgefallen, er hatte sie stets als reines Vergnügen empfunden, und jetzt hatte er Angst.

Just als er am nächsten Tag zu seinem Vater sagte: »Ich denke an sie, ohne mich an sie zu erinnern. Ist das vielleicht der Beweis, dass sie mich vergessen hat?«, erhielt er von ihr eine Depesche mit diesen Worten: »Kommen Sie, ich erwarte Sie.« Er fuhr sofort los.

Mme Duville nutzte seine Abwesenheit, um gründlich aufzuräumen. Mit Hilfe des Personals von Valronce und sekundiert von Faneau, dem Butler, erstellte sie Listen und Inventare. Sämtliche Schränke wurden geöffnet, in der Eingangshalle stapelte sich die Hauswäsche, auf den Treppenstufen standen Gläser und Teller, und das Silber war überall verstreut. »Will man Ordnung schaffen, muss man zunächst Chaos stiften«, sagte sie und trieb die Maler, die den Gemächern des Brautpaares einen neuen Anstrich verpassten, zur Eile an: »Es soll ja nicht nach Farbe riechen. Im Frühling fällt das nicht so auf, aber im Herbst ist das zu trist.« In den Räumen im Erdgeschoss waren Polsterer zugange; man konnte sich nirgendwo mehr hinsetzen, und M. Duville nutzte diese Gelegenheit, um länger im Herbarium oder in seinem Geschäft zu verweilen.

Mme Duville plante große Essensgesellschaften an kleinen Tischen, ließ das Klavier stimmen, telegraphierte Anfragen an Musikkapellen, eilte von der Kirche zum Konditor und sagte zu ihrem Mann: »Was wir für den 22. am dringendsten brauchen, ist Vollmond. Das macht immer besonders viel her.«

»Ah! Leider kann ich den Lauf der Gestirne nicht ändern«, antwortete er. »Am 22. Oktober, Tag der Heiligen Alodia, ist der Mond noch im ersten Viertel.«

»Manche wissen sich immer zu helfen. Man braucht einfach nur zu beten. Du vergisst, dass es Wunder gibt!« Die vergaß M. Duville in der Tat.

Eine gute Woche nach der Abreise seines Sohns erhielt er von ihm eine Nachricht aus Paris und mit derselben Post einen Brief, den M. Zaraguirre ihm aus Amsterdam geschickt hatte: »Ich freue mich für dich, für Louis und für seine Mutter. Ich umarme euch alle drei. Ist die Braut wenigstens hübsch? Ich komme am 20. an und werde ein paar Tage bleiben.«

Louis Duville beschrieb seinem Vater den Empfang, den seine künftigen Schwiegereltern ihm bereitet hatten: »Sie sind anders als du und ich. Sie sind kalt, steif und wirken alt, obwohl sie es nicht sind. Man kann an ihnen keinen Gefallen finden, ob heute, gestern oder morgen, und ihr Sohn ist genauso, seine Frau ebenfalls. Du wirst sie nicht mögen, Mama wird sie auf die Palme bringen, und ihre Tochter tut mir leid, weil sie sieben Jahre bei ihnen ausgeharrt hat und sich ständig vorwerfen lassen musste, dass sie Witwe ist. Ich schütte dir mein Herz aus, weil du alles verstehst und ich nichts zu verbergen habe. Es ist, als könnte die Liebe sie nicht über eine lange Zeit der Traurigkeit hinwegtrösten. Man muss sie hegen und pflegen wie diese welken Pflanzen, die nur durch ständige Fürsorge wieder aufleben und deren erste Blüte uns als Eroberer und Wohltäter zugleich beglückt.« Ferner schrieb Louis Duville seinem teuren Vater, dass er seine Braut gern nach Paris mitgenommen hätte, damit sie sich modisch einkleidete, aber ihre Eltern hätten sich dagegen ausgesprochen. »Ich habe ihre Maße nehmen lassen und bestelle ihr Kleider nach meinem Geschmack. Sie wird sie dann in Valronce vorfinden. Noch nie hatte ich in Paris so viel Spaß.«

M. Duville gab diesen Brief seiner Frau zu lesen. So erfuhren sämtliche Nachbarn aus ihrem Munde, dass die Braut ein Tziganenkleid aus goldenem Musselin mit Volantbesatz tragen würde, und als Louis' Zukünftige die Nachricht erhielt, malte sie sich das Gesicht ihrer Eltern aus, wenn sie in einem so himmlisch eigenwilligen Kleid erscheinen würde, und lachte in ihrem fernen, einsamen Zimmer.

Muss erwähnt werden, dass die junge Frau es sich selbst zuzuschreiben hatte, wenn die anderen sie auf Abstand hielten? Ihre schmach tenden Blicke, ihr wendiger Kopf, die Mantilla, die sie sonntags trug, und überhaupt alles, was ihre Eltern als »spanische Koketterie« verdamnten, hatten den Frieden schon mancher guten Ehe gestört. Vermutlich wollte sie nur ihre Einsamkeit lindern und die Langeweile vertreiben, wenn sie spielerisch Begehren weckte, ohne jemals ihre Ehre aufs Spiel zu setzen, und dabei die Flammen zu übersehen schien, die sie entfachte. Ihre Art, den Blütenstab der Illusionen wie ein Szepter zu halten, sorgte für eine gewisse Entrückung. Ihre meisterliche Zurückhaltung brachte die Männer zum Träumen, was den Frauen missfiel. Man konnte ihr nicht das Geringste vorwerfen, dennoch erregte sie Argwohn. Und das, obwohl sie herzensgut und durchaus zu lieben fähig war.

Louis Duville kehrte erst am 14. Oktober nach Valronce zurück. Die Braut traf am Morgen des 18. mit ihren Eltern, ihrem Bruder und ihrer Schwägerin ein, während M. Zaraguirre am 20. abends aus dem Auto stieg, groß und schön wie die Nacht und mit Geschenken beladen. Als imposante Erscheinung trat er durch die offene Flügeltür zum Salon, lässig und die Stirn umweht vom Hauch des Abenteuers. Wer ihn noch nicht kannte, nahm seine ungeheure Präsenz wahr. Er grüßte, umarmte, gab Handküsse und zeigte mit jeder Geste, dass er sich hier wohl fühlte, dass seine Freunde ihm lieb und teuer waren und er ihnen das freudig bekundete. Die Braut, bereit, ihn zu mögen, mochte ihn. Er bewunderte sie, beglückwünschte ihre Eltern zu dieser Tochter und gratulierte Louis Duville zu seiner herrlichen Eroberung.

An diesem Abend versammelten sich in Valronce nur die Duvilles und ihr Sohn, die Braut mit ihrer Familie, der Oberst und M. Zaraguirre zum Essen. Die großen, fröhlichen Empfänge, von der Hausherrin mit so viel Sorgfalt vorbereitet, sollten erst ab dem folgenden Tag beginnen, doch um diesem Mahl im engsten Kreis bereits etwas Festliches zu verleihen, hatte sie für das Speisezimmer Kerzenlicht angeordnet. Dies schmeichelte dem Antlitz der Gäste und ließ die Miene der Brauteltern weniger freudlos wirken. Sie waren entrüstet, weil ihre Tochter von Louis Duville bisher nur einen schlichten Ring aus Gold und Topas erhalten hatte, und betrachteten ihn voller Argwohn, mit dem Verdacht, er wäre gar nicht so reich wie behauptet. Durch ihre Haltung trübten sie die heitere Stimmung, alle schwiegen, bis der Oberst als Erster sprach und den Blumenschmuck würdigte: »Donnerlittchen!«

»Ja, die Natur ist ein steter Quell des Staunens«, sagte M. Zaraguirre. »Dort stößt man auf einen Einfallsreichtum, der unseren übertrifft.«

»Noch die bescheidenste Blume zeigt, wie nichtig das Streben des Menschen und seine mechanischen Erfindungen sind«, bemerkte M. Duville. »Vom Moment ihrer Entstehung an sind Maschinen veraltet, überholt, aus der Mode gekommen, und selbst wenn sie sich bewegen, bleiben sie leblos, während Pflanzen sich nicht von der Stelle rühren und ganze Zeitalter überdauern, sind sie einmal in Erscheinung getreten. Nichts ist so taufrisch und gleichzeitig so uralt wie eine Blume.«

Der Oberst kam auf japanische Bäume zu sprechen und dann auf den Russisch-Japanischen Krieg von 1904. Sein Geplauder und die Reaktionen darauf belebten immerhin die erste Hälfte des Abendessens, und danach wurde es richtig heiter, als Louis Duville sich vor dem Dessert erhob und seiner Braut einen Ring mit Rubinschiffchen an den Finger steckte. Zum Dank küsste sie ihn. Ihre Augen, in denen sonst die Liebe aufschien, füllten sich mit Tränen, und sie ging einmal herum und legte neben jedem Gast die Hand auf die Tischdecke, mit den Worten: »Sehen Sie mal!« Ihre Angehörigen erkannten in diesem Geschenk den Beleg für ein beträchtliches Vermögen, von dem die junge Frau, die sie so verächtlich behandelt hatten, profitieren würde. Sie erkannten also auch, dass es jetzt an der Zeit war, ihre Nähe zu suchen und sie gut zu behandeln; die Angehörigen lebten auf, ihre Gesichtszüge entspannten sich, und sie spielten ganz ungeniert die Komödie der Versöhnlichkeit.

Louis Duville hatte M. Zaraguirre vor dem Abendessen den Verlobungsring und andere Schmuckstücke gezeigt, die er seiner Braut am nächsten Tag schenken wollte. »Sie soll zweimal überrascht werden. So kommen wir beide zum Zug«, hatte M. Zaraguirre gesagt. »Und ich muss meine kleinen Mitbringsel dringend loswerden.« Nach dem Essen brachte er dem Brautpaar ein Tablett mit mehreren Schatullen. »Oh! Und das ist alles für uns?«, riefen die beiden.

Die Geschenke von M. Zaraguirre bestanden aus in Gold gefassten Türkisen und Diamanten. Darunter waren Kästchen, Knöpfe, Broschen und Armbänder und als allerschönstes Stück ein prachtvolles Collier, aus Lettern zusammengesetzt, die diesen Satz ergaben: »Was die Götter euch schulden, schenkt euch die Freundschaft.« Die